

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 36.

Samstag, 11. Februar

1928.

(Schluß.)

Jugendliebe.

Familienroman von Grete v. Sah.

(Nachdruck verboten.)

Aber um die Witwe Treus mußte man sich kümmern. Man mußte ja auch erfahren, was sie vorhabe, ob sie auf dem Gute bleiben würde. Auch welche Bestimmungen Treu über seinen Besitz getroffen hatte, denn daß er welche getroffen hatte, war klar.

Jetzt hielten sehr häufig Wagen vor dem Adelsreuter Herrenhause, die in Trauerkleid gehüllte Damen brachten, die aber stets sehr schnell abfuhr.

Die Baronin v. Treu nahm keine Besuche an. Man bedauerte das sehr, aber schließlich erfuhr man auf Umwegen, was man zu erfahren wünschte.

Konni v. Hollborn hatte die Verwaltung des Gutes übernommen. Sein Onkel hatte ihn dazu verpflichtet. Am Vortage des furchtbaren Ereignisses hatte er Kallwik schriftlich um seine Entlassung gebeten und sie erhalten. Nun war er frei und konnte seiner jungen Tante beistehen.

Wer weiß, wie das nun alles kommen würde, fragten sich die Damen auf ihrem Kaffeetränken. Es gab einige unter ihnen, die von der Jugendliebe der beiden gehört hatten. Frau v. Schierenberg legte warnend ihren Zeigefinger auf die Lippen.

„Besser, man schweigt über so was.“

Ach, unter sich konnte man doch sprechen! Die Klatt, die mit beiden von Kleinauf in dem gleichen Orte gelebt hatte, hatte es erzählt, auch, daß Eva v. Kallwik eine Schwärmerei für Baron Hollborn hatte.

„Um ihn in ihrem Hause zu haben“, erzählte eine der Damen, „soll sie ihren Mann veranlaßt haben, ihn als Oberinspektor zu engagieren.“

„Seien Sie vorsichtig“, mahnte wieder Frau v. Schierenberg, „Kallwik kommt es nicht darauf an, Graf Klatt dem Baron Treu nachzuschäiden.“

Ja, das bekam er fertig, darum war es besser, man schwieg.

Hede fuhr mit ihren Eltern nach Wienrode. Hollborns boten ihr ihr Haus an, das leer wurde, weil sie nach Adelsreut übersiedelten, aber Hede lehnte dankend ab. Ihr genügte ihre ehemaligen Mädchenzimmer in der „Waldblust“.

Die Baronin redete zu: „Nimm es schon, Hede, es ist bequem eingerichtet, und du hättest Ruhe und Behaglichkeit darin.“

Hede lag nichts an Behaglichkeit.

„Wenn du es nicht beziehst, müssen wir es verkaufen, und das würde mir sehr leid tun. Ich liebe unser Haus, weil Konni darin geboren ist.“

Wozu verkaufen, man konnte es doch vermieten.

Ein Mieter fand sich schnell. Assessor Schar, der sich als Rechtsanwalt in Wienrode niederlassen wollte, war froh, ein eingerichtetes Haus zu bekommen.

Nun war alles geordnet, auch die Sache mit Görts. Er wurde mit einem Halbjahresgehalt fortgeschickt.

Baron Treu hatte auch das in einem letzten Brief, den er für Konni hinterlassen hatte, verlangt. Hede war die alleinige Erbin seines Gutes und Vermögens, aber Konni war von ihrem Manne für alle Zeit zu ihrem Sachwalter bestimmt. Jeder, der von dieser Bestimmung erfuhr, wußte, eine bestimmte Absicht, wenn

nicht gar ein Wunsch hatte ihn geleitet, diese Bestimmung zu treffen.

Jahre vergingen.

Sie hatte seine Hotels verpachtet, weil ihm nämlich die Arbeit, sie zu führen, zu schwer geworden war. Er hatte sich das Gut Michaelshof gekauft, das er von einem tüchtigen Verwalter bewirtschaften ließ.

Hier lebten sie mit Hede still und zurückgezogen. Adelsreut, ihren ererbten Besitz, sah Hede zweimal im Jahre, wenn sie das Grab ihres Mannes besuchte.

Konni bewirtschaftete das Gut mit sichtbarem Erfolg, dann und wann kam er nach Michaelshof, um Hede Bericht abzustatten.

Aber nicht nur deshalb kam er, vor allem war es der Wunsch, Hede zu sehen. Er hoffte, sie doch eines Tages heimholen zu können. Aber er kam immer vergebens.

Seit fünf Jahren ruhte Treu nun schon in der Familiengruft derer von Treu — Zeit genug für die Witwe, von Trauer und Tränen abzulassen. Es sah auch nicht so aus, als ob sie noch viel Tränen vergoß, und von ihrer Trauer, die sie um ihn in ihrem Herzen trug, merkte niemand etwas.

Ihr Mund hatte endlich wieder das Lachen gelernt, und in ihren großen, grauen Augen war längst wieder die kühle Klarheit, die ihrem Gesicht den stolzen Ausdruck gab. In ihrer reifen Schönheit erschien sie Konni reizender denn je, und ihre Unnahbarkeit brachte ihm oft schwere Stunden.

Sollte das Leben immer so weiter gehen, sie einsam lebend in Michaelshof, er in Adelsreut? Er hatte gar keinen Verkehr. Wenn er seine Eltern nicht auf dem Gute gehabt hätte, so müßte er ein vollkommenes Einsiedlerleben führen. Trotz seines großen Arbeitsfeldes erschien ihm das Leben, wie er es nun seit Jahren führte, öde und freudlos.

Und wie er unter der Einsamkeit litt, so litt auch Hede. Sie suchte zuweilen Zerstreuung in Wienrode, wo sie dann ihre ehemaligen Schulfreundinnen besuchte. Die Lotte Riemann war längst Lotte Lot und hatte zwei allerliebste kleine Mädchlein, und Trude Wacholz war richtig Frau Doktor Karsten geworden, und sie hatte ihrem Peter gleich in ihrem ersten Ehejahre einen Buben geschenkt, der war nun schon drei Jahre und das Entzücken der Eltern.

Hede freute sich an den Kindern, aber der Freude war ein Tropfen Bitternis beigemischt. Sie mußte immer beim Anblick der Kinder denken: Warum habe ich nicht auch ein Kind? Und bei diesem Gedanken tat ihr das Herz weh.

Eines Tages war sie wieder einmal in Wienrode. Sie war mit dem Vater, der dort zu tun hatte, hingefahren. Abends auf der Rückfahrt war der Vater sehr schweigsam.

Hede dachte: Es wird mit der Hotelverwaltung nicht so recht gehen. Der Pächter hatte die Sache abgegeben, nun lag der große Betrieb in den Händen eines Geschäftsführers. Da klappte nicht immer alles so, wie es mußte.

Und richtig: Zu Hause angelangt, erzählte der Vater, daß es so nicht weiterginge, der Mann wirtschaftete in seine eigene Tasche. Außerdem ginge der Betrieb zurück, er selbst müsse die Sache wieder in die Hand nehmen, und zwar schon am ersten Oktober.

Hede erschraf. Die Eltern würden dann wieder nach Wienrode in die „Waldlust“ ziehen, und sie würde dann ganz einsam auf ihrem Michaelshof sitzen, den ja der Vater für sie gekauft hatte.

Und aus ihrer Furcht vor dem Alleinsein heraus kam ihr wieder die Bitterkeit und das Hadern mit dem Schicksal. Warum mußte das meine so schwer und freudlos sein, warum habe ich nicht wenigstens ein Kind, das zu mir gehört? Wozu sollte ihr all ihr Reichthum, dienen, wenn sie ihn nicht an ihr Kind weitergeben konnte?

Schöne, stille Frühherbsttage kamen, Hede ritt wieder täglich aus.

Das Korn war längst geschnitten. Auf den blägelben Stoppelbreiten trieben sich die Gänse herum.

Nun würde der Winter bald kommen, der Winter mit seinen kurzen Tagen und seinen langen Nächten. Hede dachte fast täglich und voll Angst daran. Ganz allein und einsam würde sie sein in ihrem großen Hause. Sie klagte es der Mutter. Die legte den Arm um ihre Schultern und sah ihr in die Augen.

„Hede, da ist eben jemand zum Vater gekommen, der ihm auch vorklagt von seiner Einsamkeit. Willst du ihn nicht daraus erlösen?“

Hede stieg alles Blut zu Kopf. Sich aus der Umarmung befreiend, lief sie zum Fenster. Sie hatte vor einer Stunde das Anfahren eines Autos gehört, nun mußte sie hinausgehen, was es damit auf sich hatte.

„Das Adelsreuter!“

„Ja, Hede, Konni ist gekommen!“

Hedes Blick ruhte fest und traurig auf dem Gesicht der Mutter. Endlich sagte sie: „Mama, ich sehne mich nach ihm, aber ich habe doch nicht den Mut zu einem Leben voll Liebe und Freude. Ich glaube kein Recht mehr darauf zu haben.“

Die Mutter schüttelte den Kopf.

„Hede, Hede, das ist ja sinnlos. Soll all das Schlimme, das vor Jahren geschehen ist, noch die Kraft haben, zu zerstören? Soll es dein und sein Leben für alle Zukunft verdunkeln? Du weißt, daß er dich liebt, und auch du liebst ihn. Soll er heute wieder ohne Hoffnung von hier gehen?“

Hede schloß die Augen und atmete tief und schwer auf.

„Mama, o Gott, Mama, ich weiß nicht, was ich tun soll!“

„Aber ich weiß es.“

Frau Lie ging hinaus.

Kaum, daß sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, trat Konni ein. Hede stand unbeweglich. Ihre Augen sahen ihm beinahe angstvoll entgegen.

„Hede, was ist dir, hast du kein Willkommen für mich?“

Sie senkte die Lider.

„Ich weiß, Konni, was du willst. Ich muß dich fort-schicken.“

Er sah sie scharf an. „Was heißt das, warum mußt du mich fort-schicken?“

Und als sie nicht gleich Antwort fand, sagte er: „Ich lasse mich nicht wieder fort-schicken. Daß ich es mir das erste Mal gefallen ließ, daran war meine Jugend schuld. Ich war noch nichts, ich mußte es geschehen lassen, daß ein anderer kam, dich mir einfach wegnahm. Du, Hede, ich habe gelitten, mehr als du ahnst!“

Sie hob die zusammengelegten Hände. „O, ich bitte, sprich nicht weiter!“

Er nahm ihre Hände in die seinen.

„Hede“, bat er, „Hede, ich kann nicht mehr ohne dich leben, ich habe eine so quälende Sehnsucht nach dir.“

Da sah er das helle Aufleuchten in ihren Augen, und er riß sie an sich und küßte sie.

„Hede, meine Hede!“

Eine Weile hielt er sie schweigend im Arm und sah in ihr Gesicht. Ihre gesenkten Lider zuckten leise. Herrgott, sie weinte doch nicht? Er küßte ihre Augen.

„Hede, nicht weinen, es ist kein Grund dazu, wir wollen froh sein, daß wir endlich zusammengehören.“

Er richtete sie auf und führte sie zu einem Sessel.

Hede, in drei Wochen mußt du meine Frau sein, willst du?“

Sie lächelte schwach. „Warum hast du es so eilig?“

„Na, hör' mal, ich habe doch lange genug gewartet, und dann, willst du etwa allein hier sitzenbleiben in Michaelshof?“

Nein, das wollte sie nicht.

„Na also, dann machen wir es so: deinen Inspektor schicken wir nach Adelsreut, daß er sich dort betätigt, und wir beide bleiben in Michaelshof. Soll's so sein?“

Er neigte sich zu ihr, und sie legte die Arme um seinen Hals und sagte: „So soll's sein!“

— Ende —

Der Ring der Tänzerin.

Von Leo am Brühl.

Aus dem prallen, grausamen Sonnenlicht traten unsere erschöpften Pferde unter das breite, schattenspendende Dach des Travellor-Bungalows und hielten dort wie selbstverständlich an.

Mühsam, mit schmerzenden Muskeln, kletterte ich aus dem Sattel und war eben im Begriff, dem müden Tier die Gurte zu lösen, als ich plötzlich sah, daß Bill hochaufgerichtet in den Bügeln stand und, scheinbar infolge eines Schwindelanfalles, zu stürzen drohte.

Mit raschen Sprüngen war ich an seiner Seite und kam gerade rechtzeitig genug, um den Ohnmächtigen aufzufangen.

Der Pächter des Bungalows, ein alter, wortfarger Ire, eilte mir zu Hilfe, und gemeinsam trugen wir den Kranken in die kühle Dämmerung des Hauses. Hier lehrte ihn das Bewußtsein bald zurück, allein der starke Blutdruck, der den Kopf befallen hatte, wollte nicht abebben. Bill klagte, wie wohl ich ihn keineswegs als empfindlich kannte, über schmerzhaftes Flimmern der Augen, über Ohrensausen und Atemnot, und alle Medikamente, die ich aus den Satteltaschen hervortramte, waren nicht imstande, Linderung zu schaffen.

Der Ire sah stumm meinen Bemühungen zu und verzog keine Miene. Ich wandte mich unwillig an ihn: „Ist kein Arzt hier in der Nähe?“

„Nein!“

„Sie können auch keinen erreichen?“

„Nein!“

Mir kam ein Gedanke. „Sind außer uns Gäste im Bungalow?“ fragte ich.

„Ja!“

„Wer ist es und wo sind sie?“

„Ein alter Herr sitzt im Garten!“

Ich hieß den einsilbigen Alten bei Bill bleiben und eilte hinaus, in der Hoffnung, bei dem Mitbewohner des Rathauses vielleicht ein Mittel zu finden, mit dem ich Bill helfen könnte; jeder in Indien reisende Europäer besitzt irgendeine Miniaturapotheke bei seinem Gepäck.

Im Gewirr der bunten, duftigen Blumen und blühenden Ranken fand ich einen rüstigen Greis, der sich, ohne mich meine Bitte zu Ende führen zu lassen, sofort bereitwilligst erbot, Bill zu untersuchen; er war Arzt.

Wenige Minuten später war Bill von dem fürchtbaren Blutandrang befreit, und zwar mit Hilfe eines grauen Pulvers, das ihm der alte Mediziner eingab.

Als der Abend vollends hereinbrach und die Kühle in sanften Wellen durch das Blätterdach der fruchtschweren Mangobäume herabrieselte, saßen wir zu dreien in angerechter Unterhaltung zusammen.

Im Laufe des Gesprächs erkundigte sich Bill nach dem grauweissen Pulver, das sich so prompt bewährt und ihm so schnelle Erleichterung verschafft hatte. Aber die Bize des Arztes huschte ein verstohlenes Lächeln.

„Wenn ich Ihnen jetzt sage“, antwortete er auf Bills Frage, „daß ich selbst nicht weiß, was ich Ihnen gegeben habe, dann werde Sie ungläubig den Kopf schütteln und mich für einen alten Lügner halten. Und doch ist es so: ich bin mir über die Zusammenlegung des Pulvers, des einzigen, wirklichen probaten Mittels gegen diese Dickschlag-erscheinungen, nicht im geringsten klar. Alle chemischen Analysen, die ich damit angestellt habe, sind ohne die Spur eines Erfolges geblieben. Trauden ein geheimnisvoller Mensch, den ich nicht kenne, dem ich aber wohl einmal im Leben ge-

lich einmal im Monat Chitral und zur Zeit des Hochsest-festes von Shiva und Minasschi, zu gehen. Er kennt immer meinen Aufenthalt. Das Paket ohne Absendervermerk ge-langt Jahr für Jahr an meine Adresse, wo ich auch sei. Selbst in Europa hat mich die Sendung erreicht.“

„Und das Mittel verfehlt nie seine Wirkung?“ staunte Bill.

„Nie! Selbst in den verzweifeltsten Fällen versagt es nicht. Im übrigen“, fuhr der alte Arzt fort, „sind mir während meiner Praxis in dem gelobten Land ganz andere Dinge vorgekommen, und wenn jemand drüben in Europa glaubt, daß wir von Arzneikunde mehr verstehen als diese indischen Tempeldoktoren, dann irrt er gewaltig. Lassen Sie mich eine Geschichte erzählen, die sich vor Jahrzehnten zugetragen hat, an der ich mehr beteiligt war, als ich es wünschte und deren Aufklärung heute noch aussteht wie vor dreißig Jahren.“

Der Greis brannte eine ansehnliche Savanna an und begann: „Ich befand mich als junger Militärarzt im Jahre 1885 bei den englischen Truppen des Generals Prendergast, die im November damals in Oberbirma einrückten und Minla, eine kleine Stadt am Irawaddi, stürmten. Bei den Kämpfen wurde eine birmanische Tänzerin, ein blutiges Ding, schwerverletzt in meine Lazarettbaracke eingebracht. Ich hatte Mitleid mit dem armen Geschöpf, operierte so gut das möglich war und tat alles, um das Mädchen dem Leben zu erhalten. Aber der Tod war, wie so oft, stärker als ich und meine Kunst, die nicht einmal eine Kunst ist. Das Kind starb und schenkte mir in seiner letzten Minute einen einfachen Goldreif, in dem ein blauer Ring von glasartiger Masse innen und außen eingeseigt war und den sie stets am Finger getragen hatte. Mit dem letzten Atemzug, der aus ihrer zerschmetterten Brust kam, sagte mir die Kleine: „Laß keine Frau den Ring tragen, Herr.“

Ich nahm das Geschenk an mich, ohne auf die Worte der Verschiedenen großes Gewicht zu legen. Der Ring kam zu meinem Gepäc und wurde vergessen.

Etwa zehn Jahre später, Ende der neunziger Jahre, heiratete ich in Birmingham, meiner Heimatstadt, und begab mich mit meiner jungen Frau nach Ägypten.

Wir wohnten in einem der großen Hotels in Kairo. Eines Abends komme ich aus den Bibliotheken der Askar-Moschee nach Hause und finde meine Frau mitten in ihrem Zimmer auf dem Teppich liegen, lang ausgestreckt, wie tot. Ich raffe alle Energie zusammen, schelle um Hilfe, nehme selbst die erste Untersuchung vor: sie lebt, aber das Herz schlägt nur noch schwach. Drei Kollegen sind bald zur Stelle, aber die Ursachen dieses furchtbaren Zustandes sind nicht festzustellen. Alle Belebungsmittel versagen.

Eine Stunde lang, die ich nie vergessen werde, saß ich neben der Totkranken, ohne eine Möglichkeit, die Starre zu beheben oder auch nur ihren Grund zu erkennen.

In meiner grenzenlosen Verzweiflung faßte ich die schmale, liebe Hand... da! Was sehe ich? Den blauen-gelegten Goldreif der birmanischen Tänzerin. Im Augen-blick war mir die Sterbestunde im Lazarett bei Minla gegenwärtig. Die Warnung fiel mir ein: Mit einem Rud-zerre ich den Reif vom Ringfinger — meine Frau schlägt die Augen auf, erhebt sich, ist gesund in derselben Sekunde und weiß nichts, als daß sie in meinem Gepäc den kleinen Ring gefunden und in echt weiblicher Eitelkeit ihn an-gelegt hat.

Sagen Sie nicht“, der Arzt schnitt mit einer kurzen Handbewegung die Einwendung ab, die ich auf der Zunge hatte, „sagen Sie nicht, daß das ein Zufall sein könne. Ich habe mehrmals die Probe gemacht, ich kann behaupten, während: immer mit dem gleichen Ergebnis. Jede Frau, die den Ring an den Finger streifte, verfiel sofort in eine unerklärliche Starre, bei Männern war eine Wirkung nicht zu konstatieren. Zum Schluß nahmen wir an, daß die blaue Masse der Einlage in irgendwelcher Form spezifisch auf Frauenblut einwirkte und untersuchten den Glasgus. Das Ergebnis war genau so negativ wie das, welches wir bei der Untersuchung des grauen Pulvers gegen Stickschlagerscheinun-gen fanden.

Ich besitze den Ring noch heute, aber er liegt im Safe einer Londoner Bank, damit er kein Unheil anrichten kann.

Ärzte und Chemiker der ganzen Welt haben sich über das Faktum den Kopf zerbrochen. Vergeblich. Das Rätsel wird nie gelöst werden, wenn die Lösung nicht aus einem indischen Tempel kommt.“

„Vielleicht“, warf Bill ein. „Verzeihen Sie“, sagte der Arzt und erhob sich, „ich glaube, ohne Sie verlegen zu wollen, daß ich alle „viel-leicht“ gehört habe, die menschenmöglich sind. Bringen Sie mir einen Beweis, eine wissenschaftliche Erklärung — und der seltsame Ring gehört Ihnen. Gute Nacht!“

Der Forellenorden.

Skizze von Herman Anders Krüger.

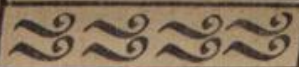
Dieser Orden ist in weiten Kreisen unbekannt. Er steht weder im Brockhaus noch im Meyer, und auch der erfahrenste Hofmarschall dürfte sich mit ihm nicht auskennen. Eigentlich war es wohl irgend ein Russenkreuzchen vierter Klasse, das der Volksmund so benannt hatte, denn Forellen waren die Veranlassung, daß der kleine bide Bahnhofswirt von Didel-dum ihn bekam und nun als einziger Russenritter Stolz an hohen Feiertagen damit umherstolzieren konnte. Aber nicht die Forellen hatten ihm diese Auszeichnung eingebracht, sondern die Schleien, manche behaupteten sogar — die Heringe. Kurz, es war eine sehr geheimnisvolle Geschichte, über die der nur listig schmunzelnde Wirt sich niemals aus-sprach. Aber der Piccolo, der nicht den verdienten Orden, sondern die unverdiente Ohrfeige bekommen hatte, später freilich auch Schmerzensgeld — der hat mir die Geschichte einmal verraten.

Unser geruhiges Didelsum, noch heute eine leidlich wichtige Umsteigestation, war vor langen Jahren ein sehr bedeutamer Schnittpunkt zweier Hauptbahnlinsen. Da man es in jenen Zeiten noch nicht so eilig hatte wie heute, pflegte man sich vor einem solchen Zugwechsel gemeinlich zu stärken. Der Bahnhofswirt von Didelsum verstand überdies sein Geschäft ausgezeichnet, war allen Anforderungen, auch der hohen und höchsten Herrschaften, gewachsen und nicht umsonst mehrfacher Hoftraiteur, in dessen Fürstenzimmer manche historische Persönlichkeit gesiebt hat.

Eines schönen Tages meldete ein Telegramm des kaiser-lich russischen Hofmarschallamts plötzlich das baldige Ein-treffen des Großfürsten Konstantin mit dem Bemerken, daß Seine Kaiserliche Hoheit abermals die ausgezeichneten Didelsumer Forellen zu speisen wünschten, die ihm das letzte-mal so sehr gemundet hätten. Der fugehrunde Bahnhofswirt erschrak zunächst über die Mahen. In Didelsum gab es nämlich gar keine Forellen, nur in seinem Fischkasten unten an der Apfelftadt pflegte er hismweilen solche vorrätig zu halten. Nun waren aber zur Zeit nur noch einige Schleien darin. Diese als Forellen zu fristieren und dem Großfürsten anzubringen — ging nicht so ohne weiteres an. Die Kaiser-liche Hoheit war ein Feinschmecker ersten Ranges, das wußte der erfahrene Wirt sehr genau. Um von Erfurt oder Arn-stadt noch Forellen heranzuschaffen, reichte die Zeit nicht mehr aus, also was war zu tun? Tiefsinnig grübelte der pfiffige Wirt über der schwierigen Frage, wie man dem Großfürsten die Schleien statt der bestellten Forellen ge-ziemend beibringen könne. — Endlich kam ihm der erlösende Gedanke. Er befahl, Heringe und Schleien zu bereiten, und begann das Personal nachdrücklich zu unterrichten. Dann wurde die Tafel mit dem herkömmlichen Pomp gedeckt.

Der Großfürst kam auch pünktlich, hungrig und hastig aus seinem Salonwagen angestampft, würdevoll hinter ihm sein Gefolge. Man setzte sich rasch und verschlang die treff-liche Königinuppe und die Pasteten; dann kam der Fisch. Überreicht fürzte der erste Ober heran, noch eifriger der Piccolo, der die große Adelsplatte mit den Heringen trug. Geschickt stießen beide zusammen, mit überzeugender Hilf-slosigkeit stolperte der Piccolo über seine eigenen Beine, die große Platte kippte, sauste zu Boden und begrub sämtliche Forellen-Heringe unter sich. Man verhüllte sie mit distretem Schweigen. Unterdessen erhielt der ungeschickte Piccolo vom Ober die bereits eingekübte Ohrfeige, stehend fürzten beide davon, während der Herr Hoftraiteur schier verzweifelt, aber mit vollendeter Anmut sich an Seine Kaiserliche Hoheit herantkomplimentierte, tausendmal um Verzeihung bat und versprach, sofort statt der leider verunglückten Forellen ganz ausgezeichnete und frische erstklassige Schleien auftragen zu lassen, wenn Kaiserliche Hoheit damit einverstanden seien. Der bide Konstantin war auch nur ein hungriger Mensch und darum völlig einverstanden. Und siehe da — kaum war die Zustimmung erteilt, da nahte auch schon der zweite Ober strahlend mit den Ersatzschleien. Trefflich und wohlgenährt lagen sie in hellblauer Unschuld auf der verfilberten Gala-platte, die schmunzelnd der Wirt selber dem Kellner ab-nahm. Seiner Kaiserlichen Hoheit persönlich servierte und eigenhändig vorlegte. Konstantin der Große lächelte huld-vollst und geruhte, sein Erstaunen und höchstes Wohlgefallen über die Raschheit des Erlabes zu äußern, die ihm in Ruß-land noch niemals begegnet wäre. Die Schleien waren in der Tat vorzüglich, die übrigen Speisen und die Weine des- gleichen. Der Großfürst stand darum in better Laune vor der Tafel auf, schüttelte dem fugehrunden Wirt zum Ab-schied äußerst anädig die Hand und versprach, seiner zu ge-denken. Dann schritt er vergnüglich trällernd mit wiegen-den Schritten zu seinem Wagen zurück, während sein Hof-marschall sehr großzügig die Rechnung beglich.

Drei Wochen später erhielt der Herr Hoftraiteur mit einem großen Schreiben den Forellenorden.

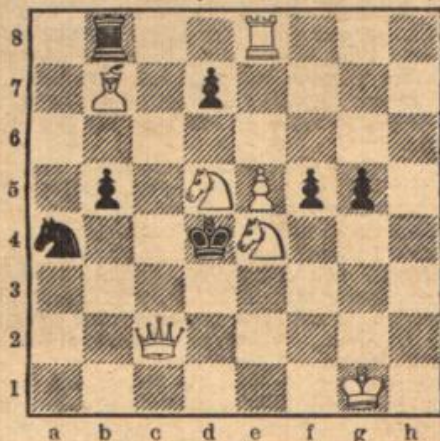


Schach



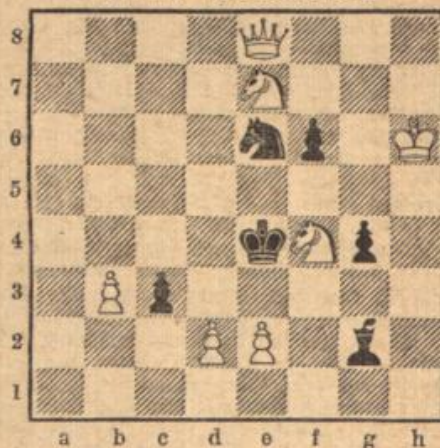
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 18. A. Bayersdorfer, München †.



Weiß: Kg1, Dc2, Te8, Lb7, Sd5, e4, Be5.
Schwarz: Kd4, Tb8, Sa4, Bb5, d7, f5, g5.
Matt in 3 Zügen.

Nr. 19. Von demselben.



Weiß: Kh6, De8, Se7, f4, Bb3, d2, e2.
Schwarz: Ke4, Se6, Lg2, Bc3, f6, g4.
Matt in 3 Zügen.

Die Problemdichter J. Kohtz und C. Kockelkorn, dieses auf schachlichem Gebiet bewährte Doppelgestirn, haben z. Z. die Kritiken und ausgewählte Aufgaben von A. Bayersdorfer unter dem Titel „Zur Kenntnis des Schachproblems“ herausgegeben. Es hat seinen besonderen Reiz aus diesem Werke zu ersehen, was im Anfange des Jahrhunderts dieser bedeutende Problemverfasser und hervorragende Schachkritiker den Zweizügern prophezeite. Diese Prophezeiung ist aber nicht in Erfüllung gegangen, im Gegenteil, denn schon seit langem verdrängen die zweizügigen Kunstwerke eines Ellerman, eines Marin und anderer Meister die vierzügigen und mehrzügigen Aufgaben fast gänzlich. Bayersdorfer urteilte damals: Der Zweizüger ist im besten Falle doch nur eine artige Spielerei; als Problem kann ich ihn nicht gelten lassen. Man bedenke eine einzügige Kombination! Nicht zweizügig, nein einzügig; denn der Mattzug gehört nicht zur Kombination, er ist nur ihr offenkundiges Resultat. Um den Mattzug zu erkennen bedarf es keines Scharfsinns, sondern nur Sehvermögens; allerdings das Sehvermögen eines Schachspielers; aber das setzt alles Schach voraus. Beim Zweizüger ist mit Zug und Gegenzug bilden da die Grenzen, innerhalb deren der Scharfsinn sich betätigen soll. Und was bedeuten im Schach diese Grenzen,

was bedeutet da eine einzügige Kombination? „Gehe ich dahin, so geht er dahin“, diese vielgehörte Stümperweisheit bedeutet sie! Das soll sich Problem nennen dürfen. Das ist der Grund, warum ich den Zweizüger nicht als Problem anerkenne. Wie wir ihn jetzt so häufig zu sehen bekommen, ein mißgestaltetes, variantengemästetes Ungetüm, ist es mit Witz und Kunst natürlich vorbei, da kommt alles auf öde Mechanik heraus. Nach meiner Ansicht eine Krankheitserscheinung. Für gefährlich halte ich diese Zweizüger-Krankheit aber nicht; sie scheint mir in der Verirrung eines sonst sehr gesunden Instinkts zu bestehen. Ich meine das Streben nach Verdichtung des Inhalts der Probleme. Wir haben diesem Streben so vieles zu verdanken: Es hat die Varianten hervorgerufen, hat sie mit einem bedeutenden Inhalt gefüllt und ist jetzt bemüht, mehrere gleichwertige Spiele zu einem Problem zu vereinigen; alles das, indem es die Zügezahl immer weiter herabgedrückt hat. Da dürfen wir wohl durch die Finger sehen, wenn es einmal, wie z. B. jetzt aus Rand und Band gerät und das arme Fröschlein Zweizüger überredet, sich zum Ochsen aufzublasen. Auf die Dauer kann es ja nicht ausbleiben, daß das Publikum den Unfug merkt, und dann werden alle diese aufgeblähten Fröschlein verschwinden, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Lösungen: Nr. 3 (Glaube): 1. c6—Kd4, 2. Dc2; 1. ... Kf4, 2. Dg2; 1. ... d4, 2. Sd5; 1. ... f4, 2. Sf5. — Nr. 4 (Hoffnung): 1. T×e5+—K×e5, 2. D×e3+; 1. ... Td×e5, 2. Dc4+; 1. ... Tf×e5, 2. Dg4+. — Nr. 5 (Liebe): 1. Tc e3—L×e3, 2. T×e3. — Angegen von Ingenieur Schmitt, Biebrich.



Rätsel



Bilderrätsel.



Warnung!

Wirst du, wenn du „eins“, erst „zwei“,
Mag's dir wenig frommen;
Ist die Blütezeit vorbei,
Kann nicht Frucht mehr kommen.
Aber dräng' zu schnellem Trieb
Nicht die junge Pflanze!
Oft ein Tor sein Lebtage blieb,
Wer zu früh das „Ganze“.

Schulweisheit!

Ich nahm einem Fluß im Preußenland
Den Kopf, und dann ich wieder fand,
Was in der Schul' man lernen mußte.
Noch ein Zeichen fort, dann zeigt sich dir
Ein kleines, blutsaugendes Wassertier.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 30.

Bilderrätsel: Tritt die Armut in die Türe, schleicht die Freundschaft hinaus. — **Rätsel:** Platz. — **Naturwunder:** Abend, rot; Abendrot.

Richtige Lösungen sandten ein: Ernst Hannecke, Anny Hofmann, Heinrich Kämpfer, Helma Kunz, Liesel Reisdorf, Hermann Sipper, Meier, Schmaikaler, Otto Schnabel, Annemarie u. Magda Travers, sämtlich aus Wiesbaden; Emma Fück aus Rambsach; Otto Frickel aus Hahn i. T.